

une dimension raciale à la discipline (il suffit de penser à Chamberlain) mais la rapproche parfois des visées coloniales. Cela ne concerne certainement pas Goldziher qui put étudier à Al Azhar, mais sans doute un archéologue et diplomate comme le baron d'Oppenheim ou encore les promoteurs du comptoir chinois de Qindao. Même quand ils ne professaient pas d'opinion impérialiste les orientalistes ont souvent trouvé à s'employer dans des entreprises d'esprit colonialiste. Le Seminar für orientalische Sprachen forma des serviteurs de l'expansionnisme allemand. Cet arrière-plan domine le parcours d'un Carl Becker, et de façon générale les relations de l'Allemagne et de l'Empire ottoman approchant de son terme. On rencontre dans ce livre fourmillant d'informations jamais rassemblées les premiers spécialistes du Japon comme Karl Florenz ou Erwin Baelz ou les premiers représentants d'une sinologie plutôt en retard sur la France voisine comme Otto Franke ou Richard Wilhelm. L'éventail très large des sujets abordés dans cet ouvrage remarquable intègre la curiosité pour les arts orientaux, qui par le biais des collections ethnographiques ou des collections de tapis pénètrent les grands musées de Berlin et Munich tandis qu'un historien d'art aux tendances raciales marquées comme Josef Strzygowski avait inventorié les collections d'art copte et que les musées allemands s'intéressaient aux trésors artistiques de Turfan, en pays ouïghour. Enfin les orientalistes académiques ne sont pas les seuls à diffuser un savoir sur l'Orient. Il y a les communautés allemandes dispersées dans le monde, les fonctionnaires tentant d'entraîner les pays musulmans dans un jihad, les traducteurs, les observateurs du génocide arménien

ou les juifs de Palestine. L'orientalisme a connu une relative éclipse sous Weimar, n'a pas toujours résisté (comme le montre le cas des orientalistes SS Ernst Schäfer et Walter Wüst) aux tentatives de récupération du national-socialisme. Une certaine difficulté à comprendre intimement le présent des pays orientaux reste une faiblesse de l'orientalisme savant.

On a le sentiment, en achevant le livre de Suzanne Marchand, d'avoir lu une véritable encyclopédie de la relation à l'Orient dans la culture allemande sur deux siècles. Mais si cette encyclopédie éclaire bien des épisodes encore peu connus dans l'histoire de la discipline, elle réussit aussi à mettre en évidence simultanément tous les enjeux de la curiosité pour l'Orient prise entre la théologie et l'ethnographie, entre la philologie et la politologie, entre la quête de l'universel et le racisme, entre l'histoire de l'art et la politologie. Au miroir de l'orientalisme se reflètent toutes contraintes propres aux sciences humaines allemandes du XIX<sup>e</sup> siècle.

**Richard S. Fogarty: Race and War in France. Colonial Subjects in the French Army, 1914–1918, Baltimore: John Hopkins University Press 2008, 374 S.**

Rezensiert von  
Adrian Wettstein, Zürich

Die nichteuropäischen Truppenkontingente, die in den beiden Weltkriegen von ihren Kolonialherren auf den europäischen Schlachtfeldern eingesetzt wurden, sind in

den beiden vergangenen Dekaden von der historischen Forschung vermehrt thematisiert worden. Dies nicht zuletzt deshalb, weil dieser Untersuchungsgegenstand gut in die Forschungstrends dieser Zeit passt: „Farbige“ Truppen und die europaweit geführte Diskussion um sie eignen sich bestens zur Anwendung des gesamten militärgeschichtlichen Methodenspektrums, sind aber auch aus kultur- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive ein interessanter Untersuchungsgegenstand. Dabei lag das Schwergewicht der neueren Forschung deutlich auf den letztgenannten Ansätzen, was auch für die hier zu besprechende Studie gilt. Der Einsatz französischer Kolonialtruppen im Ersten Weltkrieg ist innerhalb dieses Themas von besonderer Bedeutsamkeit. Die Größe des Kontingents (rund 500.000 Soldaten), die Reaktionen vornehmlich von deutscher Seite und über Kriegsende hinaus, die deren Einsatz begleiteten, die weit ins 19. Jahrhundert zurückreichenden innerfranzösischen Diskussionen, schließlich das Spannungsfeld zwischen rassistisch und kolonialistisch motivierten Vorurteilen und dem republikanisch geprägten Gleichheitsideal machen die Untersuchung der französischen *troupes indigènes* besonders interessant.

In insgesamt sieben Kapiteln, die jeweils einen Themenkomplex behandeln, untersucht Richard Fogarty multidimensional den militärischen Diskurs zu diesem Spannungsfeld. Das erste Kapitel befasst sich mit der Rekrutierung der indigenen Truppen, wobei Umfang und zeitlicher Verlauf mit wechselnden politischen Vorstellungen in Frankreich und seiner Kolonialadministration in Verbindung gebracht werden. Das Kapitel „Race and Deployment of

*Troupes indigènes*“ beschreibt mehrheitlich den organisatorischen Rahmen, in welchem die Soldaten eingesetzt wurden, und nur am Rande den eigentlichen Einsatz. Zum Kern seiner Untersuchung stößt der Autor in den folgenden Kapiteln vor. Er beschreibt dort die Beförderungspolitik und das trotz theoretischer Gleichrangigkeit hierarchische Verhältnis zwischen den weißen und den wenigen indigenen Offizieren. Besonders aufschlussreich ist das Kapitel zur Sprachpolitik, wo Fogarty beschreibt, wie die französische Armee ein stark vereinfachtes Französisch für die indigenen Truppen entwickelt, das den Rekruten rasch die notwendigen Sprachkenntnisse für die Ausbildung vermittelt, das aber auch geprägt ist von der Annahme, dass die zu Unterrichtenden gar nicht über die intellektuelle Kapazität verfügen, die gesamte Komplexität der französischen Sprache zu erfassen. Auch die ambivalente Haltung zu den nichtchristlichen Religionen thematisiert Fogarty. Der Kampfmotivation wegen förderte zwar das französische Militär die Ausübung religiöser Praktiken und damit die Bereitstellung von entsprechendem Personal, gleichzeitig aber wurde vor allem der Islam als unvereinbar mit den französischen Idealen aufgefasst und wurde damit zum großen Hindernis bei der Naturalisierung der indigenen Veteranen. Im Kapitel über das Verhältnis indigener Soldaten zu französischen Frauen wird der Konflikt zwischen dem Gleichheitsideal, kolonialer Hierarchie und letztlich auch rassistischen Vorstellungen über die kolonisierten Völker besonders gut greifbar. Die Verleihung des Bürgerrechts an Veteranen, die nach den republikanischen Vorstellungen eng mit dem Waffendienst verbunden war, bildet

schließlich den Inhalt des letzten Kapitels, wo Fogarty aufzeigt, dass es sich hierbei um ein leeres Versprechen handelte.

Aus diesen Untersuchungsgegenständen entwirft Fogarty ein Bild über das Verhältnis des französischen Militärs und der Kolonialbehörden gegenüber den Truppen aus den Kolonien. Dabei ist er zeitweise sehr stark von seiner Prämisse getrieben, aufzuzeigen, wie sehr rassistische Vorurteile in jedem einzelnen der genannten Bereiche das Verhältnis prägten – die relativierenden Erklärungen erwähnt er zwar, negiert sie aber oft ohne weitere Erklärung. Dennoch ist sein Schlussurteil deutlich differenzierter, als es die Lektüre der einzelnen Kapitel erwarten lässt. Besonders bedeutsam erscheint hierfür die saubere Herausarbeitung des in Frankreich vorherrschenden Rasseverständnisses, das vielmehr durch einen kulturellen als durch einen biologischen Zugang geprägt war und damit Raum für eine „Verbesserung“ der kolonisierten Völker ließ – eine zwingende Voraussetzung für das in Frankreich prägende Ideal der Assimilation der kolonialisierten Völker.

Dass dieser kulturelle Ansatz nicht konkurrenzlos war und wie rassistische Vorurteile, die eher einer biologischen Rasseinterpretation entsprungen, in der Behandlung der indigenen Truppen handlungswirksam wurden, zeigt Fogarty sehr genau auf. Besonders deutlich wird dies in der Unterscheidung zwischen so genannten „races guerrières“ (Westafrika) und „races non-guerrières“ (Indochina und Madagaskar), die auch über deren Verwendung in den Kampftruppen oder rückwärtigen Diensten entschied.

Zu den Stärken der Studie gehört die Wahl der Themen, an denen Fogarty die Politik

der Armee gegenüber den indigenen Truppen untersucht. Mit ihnen deckt er die wichtigsten Spannungsfelder ab. Besonders positiv zu vermerken ist auch, dass Fogarty die oftmals vernachlässigte französische Literatur vorbildlich breit rezipiert. Die von Fogarty benutzten Quellen bilden einen ausgewogenen Korpus, wobei insbesondere die Feldpostzensurbereiche von Bedeutung sind. Im Zusammenhang mit der Verwendung der Quellen muss aber eine erste Schwäche konstatiert werden. Mehrfach verwendet Fogarty Briefe einzelner Soldaten zur Illustration von Sachverhalten, kann diese dann aber nicht überzeugend von der individuellen Aussage auf eine breitere Basis stellen. Er zeigt im Einzelnen auch nicht auf, weshalb gerade jene Aussagen repräsentativ sein sollen. Deutlich wird dies etwa im Kapitel zum Geschlechterverhältnis, wo Fogarty überwiegend Quellen von Soldaten aus Indochina und Madagaskar verwendet, die nur einen Viertel des Kontingents ausmachten. Dazu fehlt leider jegliche methodische Auseinandersetzung mit den Feldpostbriefen – angesichts der umfangreichen Forschungen in diesem Bereich schwer verständlich.

Wünschenswert wäre für die Behandlung des militärischen Diskurses auch der Zugang der französischen Militärzeitschriften als Quelle gewesen, da hier seit der Jahrhundertwende eifrig über die Vor- und Nachteile des Einsatzes indigener Truppen diskutiert wurde. Damit hätte Fogarty einige seiner Schlüsse auf eine breitere Basis stellen können. Eine weitere Schwäche muss im Bereich des militärspezifischen Wissens konstatiert werden, was wohl auch dafür ausschlaggebend ist, dass das Kapitel über den Organisationsrahmen

und den Einsatz der indigenen Truppen in seiner Qualität eindeutig abfällt.

Trotz diesen Schwächen ist die klar konzipierte und gut lesbare Studie eine wertvolle Ergänzung im Bereich des Einsatzes indigener Truppen durch die Kolonialmächte und den darum geführten Diskussionen.

**Lili Reyels: Die Entstehung des ersten Vertrags von Lomé im deutsch-französischen Spannungsfeld 1973–1975 (= Nomos Universitätsschriften Geschichte, Bd. 18), Baden-Baden: Nomos Verlag 2008, 207 S.**

Rezensiert von  
Ulf Engel, Leipzig

In den Beziehungen zwischen Europa und Afrika nimmt das Vertragswerk von Lomé einen besonderen Platz ein. Die Assoziierung von 1975 stellte de facto eine Kompensation für die vom Norden abgelehnte so genannte Neue Weltwirtschaftsordnung dar. Mit dem Lomé-Vertrag boten die Europäer den so genannten AKP-Staaten Afrikas, der Karibik und des Pazifik Handelspräferenzen, in begrenztem Maße Exporterlösstabilisierung sowie Formen der finanziellen und technischen Zusammenarbeit an. Der Vertrag knüpfte an eine Reihe von Abkommen an, die ab 1957 zunächst die frankophonen Kolonien Afrikas und später die ehemaligen Kolonien Frankreichs und Großbritanniens durch Präferenzhandelsabkommen an die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) banden. In ihrer Arbeit, die im Jahr 2007 als Dis-

sertation bei Rainer Hudemann (Neuere und Neuste Geschichte) an der Universität des Saarlandes entstanden ist, geht Lili Reyel der Frage nach, wie der 18-monatige Verhandlungsprozess über Lomé-I in das deutsch-französische Verhältnis einzuordnen ist und welche Rolle die beiden Nachbarn in der Aushandlung des Vertrages gespielt haben. Die Arbeit stützt sich auf zentrale Aktenbestände in Berlin, Koblenz und Paris sowie auf einige Interviews mit damaligen Entscheidungsträgern (wir etwa Dieter Frisch, dem früheren Generaldirektor für Entwicklung bei der EU-Kommission sowie Alwin Brück, dem ehemaligen Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit, BMZ).

Lili Reyel beschreibt die Verhandlungen um den Lomé-Vertrag als komplexes Mehrebenenproblem, in dem sich die Interessen der Akteure deutlich brechen. Dies gilt auch für die Bundesrepublik, die im Übergang zu den 1970-er Jahren trotz aller entwicklungspolitischen Rhetorik klare außenpolitische und wirtschaftsideologische Interessen vertrat. Schön wird beschrieben, dass es – anders als in Frankreich – den Experten in den Stäben – und nicht den Spitzen der Ministerialbürokratie oder gar dem Präsidialamt vorbehalten war, das Regelwerk auszuhandeln, wobei das BMZ in diesem Prozess weitgehend marginalisiert war. Frankreich verstand es während des gesamten Verhandlungsprozesses, seine nationalen Interessen über die nach Brüssel entsandten Beamten mit Nachdruck zu vertreten (ob die französischen Beamten wegen der Kolonialvergangenheit der *grande nation* tatsächlich „besser qualifiziert“ waren als andere, sei allerdings dahingestellt). Im Verhältnis zwischen Paris und Bonn galt jedenfalls,